Mundgefallen und schien in der fröhlichen Erregung des harmlosen Geplänkels dem Grafen immer hübscher zu werden. So reizvoll gar, daß er plötzlich aufwallte, den Arm um ihre Mitte legte und — nicht lustig mehr — unbeherrscht hervorstieß: „Sakra fix, Dirndl, du g'fallst mir! Dich möcht' i mögen wollen, wann i jünger waar'!"

Die Betti ließ es ruhig geschehen, daß sein Körper sich an den ihren drängte, und sagte unschuldig: „I mag Ihna a gern, Herr Graf, weil S' so lustig san."

Da geschah es, daß der alte Klingenperg den Kopf des jungen Mädchens in seine Hände nahm und es jünglinghaft küßte. Die Betti riß sich los, wich bis in die Ecke, wo der große Kachelofen stand, wischte den Mund mit dem Handrücken und murmelte erschreckt: „Dös g'hört si' net."

Der Graf betrachtete verzückt die schamhafte Verwirrung des Dirndls. Bauer und Bäuerin kamen und nötigten ihm einen Abendimbiß auf. Und Hubert Klingenperg blieb. Blieb bis in die Nacht bei den guten Leuten, die sich mächtig geehrt fühlten. Die Betti war schweigsam und scheu. Der Graf wandte kein Auge von ihr. Wäre sie unbefangen geblieben wie vorher, er hätte den jähen Ansturm seiner Leidenschaft vielleicht belächelt und sich beschieden, eine nette Jugendeselei mit dem räuberischen Kuß verübt zu haben. So aber geheimniste er sich ein Dieseres zurecht. Bettis Blick, der dem seinen nicht begegnen wollte, ihre Verstörtheit, zwang ihm, glückhaft zu denken: Mein Kuß ist ihr nahegegangen. Und seine Manneseitelkeit entzündete sich an dem Gedanken. In dieser Stunde wurde der Dreiundfünfzigjährige zum Jüngling. Trug den Wunschtrieb nach Wandlung der Scheuheit des Mädchens im Hirn. Der Glanz seiner Augen strafte die müden Tränensäcke unter ihnen Lügen. Sein Wille begann herrisch die Leiblichkeit des Mädchens zu umklammern. Erblindet von gieriger Schau, wie der selig tanzende Balzhahn, merkte Hubert Klingenperg nicht, daß die Betti verstohlen gähnte, und Vater und Mutter Dirmoser in Ehrerbietung dufelten. Schläfernde Stummheit summte um den eichenen Tisch, dem Grafen war sie erfüllt vom Lärm seines Blutes. Erst als die Betti das Geschirr abräumte, und der Bauer unvermittelt von der Heuernte redete, die wegen des unsicheren Wetters morgen schon von vier Uhr früh ab einzubringen sei, erst da verabschiedete sich der seßhafte Gast.

Er legte einen großen Schein auf den Tisch: „Als Ersatz fürs Heu, wann's am End' doch naß werden sollt'."

An den Eltern Dirmoser vorbei, die beteuerten, das Geld nicht annehmen zu können, die aber empört gewesen wären, wenn es der edle Spender wieder eingesteckt hätte, schritt der Graf auf die Betti zu, ergriff ihre Hände und fragte heiser: „Darf i wiederkommen, Dirndl?"

Das Mädchen sah stumm zu Boden. Frau Broni Dirmoser knickste entschlußstark: „Es wird ihr a b'sondere Freud' sein, Herr Graf. Gelt?"

Das Dirndl wurde rot und schwieg weiter.

„So viel g'schamig is' halt noch." Die Mutter warf dem Grafen einen Blick zu, in dem Bündnisbereitschaft lauerte. Da glaubte der alte Klingenperg Wesentliches zu wissen und ging durch die Mondnacht heim, ein helles Singen im Herzen, das der Kontrabaß „alter Esel" nicht zu übertäuben vermochte. Aus beiden Klangelementen wundersam zusammengebraut, warb die Melodik der rhetorischen Frage: Warum nicht noch einmal glücklich sein dürfen? — Griffnah schien ihm plötzlich entschwundene Jugend, kinderleicht zu fassen, klar. Und aus solcher Klarheit wuchs der übermütige Entschluß: Morgen wieder und immer wieder, bis —

Aus: Rudolf Jeremias Kreutz, Die Passion des Grafen Klingenperg. Novelle. Universal-Bibliothek Nr. 6860.)

Erfrischende Rhabarbergerichte

Brotsuppe mit Rhabarber. 5 Teller. 2—3 Brotknüste werden am Tage zuvor in kaltem Wasser eingeweicht und durch ein Sieb geschlagen. Inzwischen schält man 500 Gramm Rhabarberstengel, schneidet sie in Stücke und kocht sie in einem Liter Wasser mit einem Stück Zimt und Zitronenschale zu Brei. Mit diesem zusammen läßt man den Brotbrei aufkochen und schmeckt mit Zucker und Süßstoff ab. Die Suppe schmeckt an heißen Sommertagen ganz vorzüglich.

Rhabarber-Grützsuppe. 5 Teller. Eine Tasse voll Hafergrütze setzt man mit einem Liter kaltem Wasser sowie einem Stück Zimt und Zitronenschale zum Kochen auf und läßt die Grütze solange kochen, bis sie gar geworden ist. Hierzu schüttet man etwa 500 Gramm in Würfel geschnittener Rhabarberstengel sowie das nötige heiße Wasser und läßt die Suppe solange kochen, bis der Rhabarber zerkocht ist. Die Suppe wird mit Zucker und Süßstoff abgeschmeckt.

Semmelbratlinge mit Rhabarberguß. 5 Personen. 5 altbackene Weißbrötchen werden in einem halben Liter Milch aufgeweicht. Nachdem werden sie mit 4 Eidottern, 5 Eßlöffeln Zucker, einer Prise Salz, geriebener Zitronenschale, einem Teelöffel Backpulver, 5 Eßlöffeln Weizenmehl verrührt. Zuletzt wird der Schnee der Eiweiße darunter gezogen. Von dieser Masse werden mehrere kleine Plätzchen in der Stielpfanne in heißem Palmin gebacken. Sie werden heiß serviert und ein kalter Rhabarberguß dazu gereicht.

Nudeln mit Rhabarber. 5 Teller. In 1½ Liter Wasser läßt man etwa 200 Gramm schmale Bandnudeln zu einem dicken Brei kochen. Verkochte Flüssigkeit wird durch kochende Milch ersetzt. Nachdem die Nudeln gar geworden sind, schmeckt man sie mit Zucker und Salz ab. Inzwischen bereitet man auch eine klare Rhabarbersuppe. Die Nudeln werden auf Supenteller gefüllt und eine kalte einfache Rhabarbersuppe darüber gegossen. Die Suppe ist sättigend und daher als Abendmahlzeit im Sommer zu empfehlen.

Milchreis mit Rhabarberguß. 5 Personen. 8 bis 10 Rhabarberstengel werden geschält und in Würfel geschnitten. Sie werden mit einem Liter Wasser sowie einem Stückchen Zimt und Zitronenschale weich gekocht und mit einem Eßlöffel Mondamin gebunden. Nachdem man mit Zucker oder teils mit Süßstoff abgeschmeckt hat, läßt man den Guß erkalten. Inzwischen bereitet man wie üblich einen dicken Milchreis. Dieser wird auf Suppenteller gefüllt und der kalte Guß auf den warmen Reis gegossen. An heißen Sommertagen schmeckt es auch erfrischend, wenn man den Reis kalt werden läßt und den Rhabarberguß ebenfalls kalt darübergießt.

Rhabarbergraupen. 5 Personen. 250 Gr. Graupen werden gewaschen und in reichlich Wasser mit einem Stück Zimt und Zitronenschale zu einem dicken Brei gekocht. Inzwischen werden auch 1½—2 Pfund in Würfel geschnittene Rhabarberstengel in Wasser zerkocht und mit den inzwischen weich gewordenen Nudeln vermischt. Das Gericht wird mit Zucker abgeschmeckt. Anstatt Graupen kann man auch Haferflocken verwenden.

Von der Liebe

Von Wilhelmine Baltinester.

Nur das ist die große Leidenschaft, die große Liebe, wo für den einen und für den anderen außer dem geliebten Menschen kein anderer mehr auf der Welt ist, wo ihm die Welt und alle Menschen fremd werden und er selbst sich ganz neu wird.

*

Es gibt Dinge, über die man nicht reden kann und nicht reden soll. Es ist eine so wehleidige Zartheit um sie, daß man sie unsäglich verletzt, wenn man sie noch so leise berührt. Aber die Liebenden wissen es nicht, und sie reden immer davon und werden nie aufhören, einander weh zu tun.

*

Ein Händedruck kann mehr sein als Worte. Er kann auch weniger sein; aber er wird immer für mehr angesehen.

*

Die allergrößte Liebe ist wohl immer schweigsam, und die Verliebtheit schwätzt.

Erprobte Rezepte

Gespickte Schnitzel. Für 6 Personen. Zubereitungszeit ¾ Stunde. Aus 2 Pfund Kalbsschlegel schneidet man dünne Schnitzel, klopft sie und durchzieht sie mit dünnen Speckfäden. Dann läßt man 40 g Butter heiß werden, gibt eine feingehackte Zwiebel dazu, läßt sie gelblich werden, darauf die kurz vorher gesalzenen und mit etwas Mehl bestäubten Schnitzel und brät sie schön gelb. Dann gießt man soviel Fleischbrühe unter, daß man eine kurze Soße erhält, würzt diese mit 10 Tropfen Maggi's Würze und gibt die Schnitzel mit gedünstetem Reis zu Tisch.

Hammelbraten mit frischen Gurken. 6 Personen. 3 Stunden. Die Hammelkeule oder das Schulterblatt wird gewaschen, abgetrocknet, mit Salz bestreut, dann in eine Bratpfanne mit kochender Butter gegeben, auf beiden Seiten angebräunt und unter fleißigem Begießen und Nachgießen von kochendem Wasser fast weich gebraten.. Kurz bevor der Braten fertig zum Herausnehmen ist, fügt man zwei nicht zu große, frische, geschälte und in dünne Scheiben geschnittene Gurken dazu, läßt diese in der Soße weichdämpfen, schmeckt nach Salz und Pfeffer ab, würzt mit ½ Teelöffel Maggi's Würze und richtet das Gemüse neben dem in Scheiben geschnittenen Braten an.

Rindsniere mit Rotwein. 6 Personen. 20 Minuten. Wenn die Rindsniere nicht einen unangenehmen Geruch haben soll, muß sie frisch und von einem jungen Tier sein. Sie wird gut abgehäutet und alles Fett entfernt. Dann schneidet man sie in dünne gleichmäßige Scheiben, salzt und pfeffert sie, dünstet sie sehr schnell in heißer Butter und hebt sie, sobald die Stückchen steif geworden sind, auf eine Schüssel. In die zurückgebliebene Butter gibt man einen Eßlöffel gehackte Schalotten, 1 Eßlöffel Mehl, fügt noch ein wenig Butter hinzu, dünstet alles gut durch, gießt ein Glas guten Rotwein und einige Löffel Fleischbrühe daran, läßt 2 Minuten durchkochen und gibt nun die Nieren hinein. Ohne sie kochen zu lassen, da sie sonst hart und trocken werden würden, macht man sie in der Soße heiß, nimmt sie vom Feuer, schwenkt sie mit 8 Tropfen Maggi's Würze durch und richtet sie in warmer Schüssel an. Zum Schluß streut man etwas gehackte Petersilie darüber.

Büchertisch

In der neuen Nummer des Daheim (64. Jahrg. Nr. 37) berichtet Paul Oskar Höcker über seine Eindrücke während der Olympiakämpfe in Amsterdam. Auch die Stadt selbst, die alten Grachten, das Ghetto, sowie die hellen, modernen Wohnviertel schildert er anschaulich. Und seine Würdigung der Olympiade wird auch dem Sportfremden die nationale Bedeutung dieser großen internationalen Veranstaltung verständlich machen. — Ferner enthält das neue Daheim einen interessanten Bericht über die Eröffnung des Fluda-Verkehrs; Flugzeug-Dampfer-Kurierdienst soll das heißen. Dr. Paul Weiglin erzählt ernste und heitere Geschichten „Aus einer kleinen Residenz". Neustrelitz meint er, das jetzt ein neues Landestheater gebaut hat. Franz Servaes gibt in einem Beitrag „Fahrende Leute" Studienbilder von der Landstraße und aus dem Zirkuszelt. H. Heiland nimmt den Leser mit auf eine „Elefantenjagd in Siam". Die meisten genannten Aufsätze sind reich illustriert. Im Rahmen der Romanfortsetzung — „König Kandaules" von Max Dreyer — stehen ein paar prächtige farbige Wiedergaben von Gemälden. Eine abgeschlossene Novelle „Die Ernte" von Leonhard Schrickel, das Frauendaheim und die ständige Berufsberatung des Daheim, Ratschläge, Anekdoten, die ganzseitige wertvolle Kunstbeilage und der Rätselteil beschließen den abwechslungsreichen, gediegenen und im besten Sinn unterhaltenden Teil des Heftes.

Die Vornehmheit Ihrer Sommerkleidung hängt nicht zuletzt davon ab, von wem Sie sich in modischen Dingen beraten lassen. Das neue Heft der Monatsschrift „Frauen-Mode" (Heftpreis 90 Pfg.) bringt die letzten Modelle führender Welthäuser: Einfarbige und gemusterte Kleider auf bunten Beilagen in originalgetreuer Wiedergabe der Farben, Mäntel, Brautkleider, Jungmädchen-Kleider, Kinderkleider. Außerdem: Guter literarischer Teil, Hauswirtschaft, Wohnungskultur. Sie erhalten Heft 6 in Ihrer Buchhandlung, wenn nicht, direkt vom Verlag Otto Beyer, Leipzig, Weststr. 72.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanh, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 24 — Altena, den 12. Juni — 1928

Glück und Elend der Wunderkinder

Von Dipl. mus. Annaliese Weyl-Nissen.

Es ist kein Kunststück, die ganze erste Klasse eines Dampfers von Newyork nach Hamburg mit fabelhaften, noch nie dagewesenen, phänomenalen, erschütternden, herzenbrechenden (und was man sonst noch will), Wunderkindern zu erfüllen. Jeden Tag fast flattern einem die Meldungen neuer sensationeller Entdeckungen auf den Tisch. Nur daß sie leider von allzu geschäftstüchtigen Managern stammen. Wirkliche Wunderkinder sind genau so selten oder seltener noch als die wenigen Begnadeten, die es überhaupt gibt. Und darum ist auch meist in wenigen Monaten vergessen, was eben noch begeistert als zwei- bis zehnjähriges Genie propagiert wurde.

Eine kurze Glanzepoche schadet zum Glück den meisten „Wunderkindern" für ihr späteres Leben nicht viel, sie finden sich in den bürgerlichen Alltag zurück, werden brave Hausmütter oder Familienväter. Die aber eine längere Zeit auf den Höhen des Ruhms gewandelt sind, für die ist, hört der Ruhm auf, das ganze Leben nur noch ein Abstieg, begonnen zu einer Zeit da andre junge Menschen die ersten beglückenden Schritte aufwärts tun.

Die große Krise bleibt keinem Wunderkind erspart. Hat es wirklich ungewöhnliche Fähigkeiten, dann widerstehen sie oft doch nicht den ungeheuren Anforderungen, die das zweite Lebensjahrzehnt auch an ihren Körper stellt. Erica Morini, Mischa Elman, Hubermann und Franz von Vecsey (um nur ein paar Geiger-Namen heranzuziehen), sind Beispiele für geglückten Uebergang vom Wunderkind zum reifen Meister. Aber über die Wunderkinder der Musik wird, weil sie die zahlreichsten sind, schon genug geredet.

Die typische Tragik des Wunderkindes enthüllt das Schicksal der kleinen Daphne Allen, die vor wenigen Jahren in einem großen englischen Verlag außerordentliche Märchenbücher mit eigenen Zeichnungen erscheinen ließ. Sie war damals zwölf Jahre alt. Ihre Hand ist jetzt verstummt, sie zeichnet nichts, das mehr wäre als Schablone. Die Kräfte wurden aufgezehrt von der Entwicklung des Mädchenkörpers zur Gestalt der Frau, und sie wird sich verzehren in der Erinnerung.

Ueber die bedrohliche Krise hinaus ist ein andres malendes Wunderkind: Jacynth Parsons, die jetzt siebzehnjährige Tochter eines Glasmalers. Ein wenig vererbtes Talent mag mitspielen, regelrechten Unterricht hat das Mädchen nie gehabt, nur etwas Anleitung durch den Vater, — aber aus ihrem dritten Jahr sind noch Zeichnungen erhalten, die schon ein klares Farbenempfinden zeigen. Einige Jahre später erkennen wir an den Zeichnungen schon die Fähigkeit ganz starker Charakterisierung, besonders in den Gesichtern, heute sind ihre Arbeiten in vielen großen Londoner Journalen zu finden, eine Ausstellung von 150 Blättern ist kürzlich in wenigen Tagen ausverkauft gewesen!

Doch mag man immerhin bei diesen Wunderkindern denken, daß eben eine einseitige Ueberentwicklung erfolgt sei auf Kosten andrer Fähigkeiten. Und wir finden auch in der Tat bei fast allen Wunderkindern, wie aber auch fast bei allen erwachsenen Meistern, ein Zurückbleiben andrer Fähigkeit sogar hinter dem, was ein normaler Durchschnittsmensch auf den betreffenden Gebieten leistet.

Die universalen jugendlichen Geistesgenies sind ganz ungemein selten. Daß eines unter uns lebte, ist nicht bekannt. Und bei dem Verstorbenen ist es eine verzweifelte Arbeit, Legende und Wahrheit auseinanderzuhalten. Von dem angeblich „größten menschlichen Wunder, das je gelebt hat", Christian Heinrich Heinken (um 1275), weiß man nicht einmal genau, ob Lübeck oder Hamburg seine Vaterstadt ist. Man erzählt, daß er schon an der Brust der Amme lateinisch und griechisch sprach, mit zwei Jahren über Sokrates und Diogenes disputierte. Mit drei Jahren soll er französisch, englisch und italienisch gedichtet und komponiert, geographische Abhandlungen verfaßt und die Grammatiken vieler Sprachen erklärt haben. Ein Zeitgenosse schrieb unter ein Porträt des Kindes:

„Kind, dessen gleichen nie vorher ein Tag gebar,
Die Nachwelt wird dich zwar mit ew'gem Schmuck umlauben;
Doch auch nur kleinen Teils dein großes Wissen glauben,
Das dem, der dich gekannt, selbst unbegreiflich war."

Wer will sich wundern, wenn wir lieber ungläubig sind, als uns zu sehr zu wundern? Nur eins wissen wir: dieses Wunderkind ist (vorausgesetzt, daß es überhaupt gelebt hat), ein unendlich elendes Geschöpfchen gewesen. Es hat in seinem vierten Jahr noch nicht gehen gekonnt, hat nie andre Speise als Milch vertragen und ist gestorben — mit vier Jahren.

Und doch scheinen uns seine Leistungen allenfalls noch möglich, wenn wir an eine Ueberentwicklung des Gehirns gegen den übrigen Körper denken. Ein geistiges Wunder und zugleich körperlich sehr leistungsfähig, zudem historisch ziemlich gut verbürgt, ist James Crichton (1560 bis 1582). Mit fünfzehn Jahren besiegte er einen berühmten schottischen Fechter; „Nun kann er genug", sagten die Eltern. Aber er erkämpfte sich die Erlaubnis, in Paris weiter zu lernen. Kaum angelangt, mietete er eine luxuriöse Wohnung, dachte nicht mehr an Lernen, sondern forderte die Oeffentlichkeit auf, ihn zu prüfen. In zwölf Sprachen wollte er alle Fragen beantworten. Im Auditorium Maximum des Collège de Navarre machten sich 48 Gelehrte daran, vor einem großen Publikum den Jungen zu besiegen. Arabisch und lateinisch, aramäisch und spanisch und in andern Sprachen verblüffte er die Professoren, Wetten wurden abgeschlossen, die Prüfenden wurden müder und müder, die 2000 Fragen mit denen der Junge einverstanden gewesen war wollten gar nicht zu Ende gehen, er selbst mußte die Weisen ermuntern; schließlich fragte einer im Nahoatl der Mexikaner, — das konnte Crichton nicht, aber er antwortete mit so eleganten französischen Versen, daß begeisterter Applaus losbrach und er als Sieger bejubelt wurde. Am nächsten Tag beteiligte sich das Geistesgenie an einem großen Sportturnier und gewann dort fünfzehn Preise.

Modische Anleihen bei der Vergangenheit

Die rückhaltlosesten Anhängerinnen der neuen Moderichtung, die für die Mode von gestern nur ein mitleidiges Lächeln übrig haben, ahnen in den meisten Fällen nicht, welcher längst verschollenen Mode das entzückende Muster ihres hypermodernen neuen Kleides seinen Ursprung verdankt. Tatsächlich bedeutet jede neue Mode eine Anleihe bei der Vergangenheit. Diese Vergangenheit reicht oft sogar bis in das erste Dämmern der Kulturgeschichte zurück, deren Geheimnisse sich nur Fachleute durch emsiges Studium erschließen, während der Laie die daraus gewonnenen Ergebnisse naturgemäß als etwas Neues und noch nicht Dagewesenes anstaunt.

Die Schöpfer einer neuen Mode holen sich ihre Anregungen mit Vorliebe aus den alten Trachten- oder Stoffsammlungen der Museen oder lassen sich von einem Kenner solcher kulturhistorischen Ergeugnisse beraten. Malereien und Bildwerke längst vergangener Epochen, verschollener Völker, verschollener Kulturen sind oft bestimmend für eine Moderichtung des 20. Jahrhunderts. Zuweilen wird das Interesse der Allgemeinheit durch irgend ein Auffinden oder Ausgraben von Kulturprodukten aus der Vergangenheit besonders lebhaft angeregt und zu einer Mode erhoben — oder erniedrigt. So schuf die Ausgrabung des vor 2000 Jahren verschütteten Herculanum und Pompeji den eine zeitlang sehr beliebten pompejanischen Stil, u. wir alle waren in der jüngst verflossenen Zeit Zeuge wie sehr der selige Tutanchamon nach seiner Ausgrabung die Mode beeinflußte.

Doch braucht die Phantasie nicht immer um Jahrtausende zurückzuschweifen, um der Mode von heute besondren Reiz zu verleihen. Zuweilen macht man dafür eine kleine Anleihe bei fremden Völkern. Waren gestern Farben, Formen und Muster nach persischen Motiven bei uns beliebt, und machten ihren Einfluß, so ist es heute Japan und China, das sich unsre Damen zum Vorbild für ihre neuen Kleider nehmen Besonders beliebt in der heutigen Mode sind Malereien und Stickereien nach chinesischen und japanischen Motiven. Die Malereien haben unsre Mode mit ihrer Batiktechnik bereichert. Im vorigen Jahr brachte die Ausstellung der dekorativen Künste zu Paris herrliche Seidenstoffe, deren Muster und Farben alten gotischen und fränkischen Vorbildern entlehnt sind.

So macht unsre Mode unentwegt Anleihen bei der Vergangenheit und bei der Mode fremder Völker. Aber auch das Kleid, das wir als altmodisch und abgetan verächtlich in die Ecke werfen, wird vielleicht nach einem genügenden Abstand von Jahren zukünftigen Generationen zu einer neuen Modeanregung dienen.

Anita.

Spielereien der Mode

Von H. H. Huttee.

Nicht immer sind es allein der Stoff, die Linie, die Machart eines Kleides, welche uns entzücken. Vielmehr ist es etwas ganz unbedeutend Scheinendes, was den Ausschlag gibt. Irgend eine Kleinigkeit im Aufputz, — eine Schleife, eine Blüte, ein außergewöhnlicher Zierknopf, ein Stückchen Pelz, usw.

Damit es jedoch nicht zuviel „Danebengriffe" gibt, erläßt die Mode auch für die „petit riens" ihr Diktat: Jäckchen, Schals, Tücher, Gürtel. Es gibt fast kein Sommerkleid, das nicht gleichfalls durch eine allerdings hauchdünne Jacke Ergänzung findet. Es dient gar nicht so sehr zum Schutz, dieses kleine „Jackerl", sondern ist eben eine Spielerei, eine Tändelei der Mode, der Frau.

Zu den drei- und vierteiligen Vormittags-Jumperkleidern gehört das Jäckchen, zum nachmittäglichen Teekleid darf es nicht fehlen und zum Abendkleid prangt es dann leuchtend und strahlend in irgend einem bunt-golddurchwirkten Brokat oder einem berauschend farbensatten Velourchiffon. Speziell das Stilkleid kann man sich ohne eine kleine Jacke nicht denken.

Und dann gibt es wieder andre Attribute für die schöne Frau. Flotte, lustige Tüchlein und Schals, meist getupft, groß und klein, kunterbunt durcheinander; zu den sportlichen Strick- und Kasha-Kleidern und feine Spitzentücher in tee- oder oresarben über schwarze Charmelaine- oder dunkelblaue Georgettekleider zu tragen. Letztere muten fast wie die seligen Fichus an, nur sind sie aparter, da sie immer auf der Achsel geknüpft werden und das Einseitige wirkt reizvoller als betont solide Regelmäßigkeit.

Wer findet, daß ein Kleid eine Generalreparatur, ein gründliches Wenden und Umarbeiten nicht mehr verträgt, der verleihe seiner Garderobe einfach irgend ein Tüchlein ein und ergänzt so wundervoll das nun wieder moderne Kleid. Nur ein bißchen Schick und Geschmack gehören dazu, und an dem wird es unsern Leserinnen gewiß nicht mangeln.

Also: winke! winke! Durch das Tüchlein zum neuen Kleid!

Die Lawine

Skizze von Heinz Lorenz

Schweigend stiegen sie hintereinander den Gebirgspfad hinauf, der Bauer und sein Knecht, die kräftigen Körper vornüber geneigt — über zwei Stunden, seit sie den Gebirgshof verlassen hatten, schweigend! Der Knecht ging vor dem Bauern. Diesem war es recht, daß der finstere, vierschrötige Bursche vorausging. Wie eine Maschine stieg der, einen Schritt setzte der wie den anderen, ohne sich ein einziges Mal umzusehen. Der Bauer folgte wie angekuppelt an diese Maschine. — Manchmal hob er den Blick auf zu dem breiten Rücken des Knechtes. Dann trat jedesmal ein mürrischer Zug in sein Gesicht, oder auch Haß und Grimm oder — eine dumpfe Angst!

Vor einem Steg, der über eine schmale Felsschlucht führte, aus der tief herauf das Donnern gezwängter Wasser quoll, blieb der Bauer stehen und sah zurück. Da drunten glänzten matt die Dächer seines Hofes, der am Rande aller Fruchtbarkeit lag. Der Knecht blieb ebenfalls stehen. Sie wandten sich einander zu, die Blicke aber gingen aneinander vorbei.

Endlich murrte der Bauer vor sich hin: Wenn Gefahr wäre, sie wäre auch allein heruntergekommen."

„'s ist Menschenpflicht. Sie ist Eure Magd. — Schnee ist stark gefallen diese Nacht. Und heut riecht es in der Luft nach Föhn." Die Stimme des Knechtes war gleichmäßig wie sein Gang: Silbe hinter Silbe, unweigerlich und starr, kamen die Worte heraus. Er wandte sich wieder und schritt dem Steg zu. Ehe er den Fuß auf das erste Brett setzte, sagte er, ohne sich umzudrehen: „Sie muß Euch mehr Wert sein als mir — die Magd!"

Der Bauer machte eine jähe Kopfbewegung, als wolle er aufbegehren. Aber an dem breiten Rücken vor ihm zerschellte seine Geste, und sein Mund blieb stumm. Als er dann dem Knecht über den Steg folgte, dachte er: „Wenn er dich jetzt hier hinabstürzt!" Und gleichzeitig fast: „Warum stürze ich ihn nicht hinab?" — Einer von uns ist zuviel!"

Jenseits sah sich der Knecht um mit höhnischen Augen, als seien die gewalttätigen Gedanken des Bauern in sein Gehirn gedrungen. Dann riß er mit gewaltigem Schwung den Steigpickel über sich und zertrümmerte mit zwei, drei gewaltigen Hieben den Steg. Der Bauer erschrak bis ins Herz. Er wollte auffahren, aber der Knecht kam seinem Wort zuvor. „Der Mutigere, Kräftigere — der Gerechtere von uns kommt auch auf der anderen Seite wieder hinab."

„Ohne Seil?" — Das Wort entfuhr dem Bauern, obwohl er, der Herr, diese Eigenmächtigkeit des Knechtes nicht hätte dulden dürfen.

„Sie hat ein Seil in der Hütte," versetzte der Knecht und stieg weiter.

Der Pfad hörte auf. Das Steigen wurde zum mühsamen Klettern über schräge Felswände, zwischen denen feuchter, schwerer Neuschnee lag, der bereits wieder schmolz. Wieder verging eine Stunde im Schweigen. Eine dumpfe, schwüle Luft drückte auf die Männer, sie trieb ihnen den Schweiß aus den Poren und ließ ihr Blut kochen. — Der Knecht blieb stehen und riß sein Hemd auf. Der Bauer sah ihm scheel von der Seite zu. Plötzlich sprang ihm die Frage aus dem Mund, die ihn den ganzen Weg bedrängt hatte: „Was hast Du im Sinn?"

Der Knecht krempelte die Hemdärmel über die Ellbogen und wischte den Schweiß von Gesicht und Brust. Dann erst sah er den Bauern an. Er trat vor ihn und bot ihm sein finsteres, eckiges Gesicht dicht zu: „Kämpfen will ich mit Euch um sie!"

Beider Blicke hingen jetzt aneinander, voll eines offenen, tödlichen Hasses. — „Ich kämpfe nicht mit Dir!" knirschte der Bauer.

„Ihr müßt!" Unverrückbar wie diese zwei Worte kamen jetzt alle anderen: „Sie und ich, wir kamen in Euer Haus als Magd und Knecht. Ich liebte sie lange vor Euch. Nie habe ich einen Menschen geliebt — nur sie. Sie war mir alles. Da habt Ihr sie genommen, habt sie in die Hütte getan da droben." Er deutete in eine Richtung, wo sich vor einer Schneewand ein kleiner, schwarzer Würfel abhob. „Das Vieh soll sie dort hüten. Ha! Wo ist hier Vieh? — Ich weiß es besser. Weil ich Euch im Wege bin, ist sie drunten im Hof. Drum kämpfen wir um sie. Dem Lebenden wird sie gehören. — Es kann gleich hier sein. Macht Euch fertig!" — Er warf Rock und Pickel in den Schnee und hielt dem Bauern die griffbereiten Hände hin. Der Bauer sah auf diese furchtbaren Hände, die wie Klammern an das trockene, stahlharte Geflecht der Arme angeschweißt waren. — „Nun . . .!" Der Knecht ruckte die Hände an des Bauern Hals und schloß sie drosselnd zu Fäusten.

Da schnellte der Bauer mit einem Satz zurück. Wehr! Das war die einzige Rettung. Er machte sich bereit und stürzte mit einem heiseren Laut auf den grobschlächtigen Burschen.

Sie rangen um ihr Leben. Aber da —!

In das Schleifen und Scharren ihrer Füße in das Pfeifen ihres Atems, das Aechzen ihrer Kehlen und das Klatschen der Griffe prasselte jäh ein rollender Donner, der sie stocken ließ vor Entsetzen. Ein Krachen, Poltern, Brausen näherte sich. Ohne sich voneinander zu lösen, starrten sie in die gleiche Richtung. Dort, wo die Hütte stand, lohte eine weiße Wolke, die rasch zusammensank. Die Hütte kam aus ihr nicht mehr zum Vorschein. Das Donnern erstarb in der Ferne. — Endlich löste sich die Erstarrung der Männer, und mit ihr lösten sich die Körper. Sie dachten nicht mehr an Kampf. Sie rissen die Röcke und Stöcke an sich und hasteten vorwärts, hinauf, zum gemeinsamen Ziel, der von der Lawine verschütteten Hütte zu.

Nach einer Stunde kamen sie an. Die Lawine war über die Hütte hinweg gegangen, ohne an ihr zu zerschellen. So lag nur ein kleiner Schneeberg über ihr, kaum höher als die Hütte selbst.

„Die Hütte ist fest," sagte der Bauer, stieg auf den weißen Trümmerberg und begann mit dem Pickel die Schollen beiseite zu reißen. — „Sie wird gehalten haben," nickte der Knecht und stieg dem Bauern nach, um ihm zu helfen.

Sie legten das Dach frei und durchschlugen es. Kletterten durch das Gebälk und machten Licht in der Hütte. Mitten in der Kammer lag die Magd, ohnmächtig, aber unverletzt der jähe Luftdruck mußt sie niedergeworfen haben. Der Bauer wollte sie aufheben, aber der Knecht hielt ihn zurück.

„Ein Wort, eh' wir sie wecken! — Der Himmel hat unseren Kampf nicht gewollt. Er hat die Lawine geschickt. Nun soll sie selbst entscheiden, wen sie von uns zum Manne haben will. Ist's recht so?"

Der Bauer nickte. — Der Knecht beugte sich zu dem Mädchen, rieb ihm Schläfen und Gesicht mit Schnee und träufelte ihm Enzian zwischen die Lippen. Da kam sie zu sich. — Gemeinsam schafften die beiden Männer sie ins Freie. Hier erst wurde ihr bewußt, was über sie hereingebrochen war. Angsthaft flatterten ihre Augen zwischen dem Bauern und dem Knecht hin und her. Plötzlich schlang sie die Arme um den Hals des Knechtes und brach in Schluchzen aus.

Der Knecht sah über ihren Kopf hinweg auf den Bauern. Dieser wandte sich zur Seite. Behutsam ließ der Knecht das Mädchen in den Schnee gleiten. Er trat vor den Bauern und sagte: „Es ist entschieden. Habt keine Angst! Ich helfe Euch wie auch ihr den anderen Weg sicher hinab."

Es klang so zuversichtlich und felsenfest wie alles, was er gesagt hatte.

Vom Briefschreiben

Von E. Mehlburger.

Der Brief soll etwas Persönliches sein. Aber wer möchte heute noch Briefe schreiben, die etwas Persönliches aussagen. Nein, eine wahre Leidenschaft für das Unpersönliche hat unsere Zeit erfaßt. Wir sind ökonomisch geworden, diszipliniert, knapp im Ausdruck, stereotyp in der Phrase.

Früher, ja daswar etwas ganz anderes! Da hatte man Lust, da hatte man Zeit. Besonders Zeit. Man konnte noch was erleben. Und alles, was man empfand, erlebte man innerlich. Deshalb empfand man das Bedürfnis, sich auszusprechen, sich mitzuteilen. Wes Herz voll ist . . . Also schrieb man Briefe. Schrieb Memoiren und persönliche Chroniken, ohne an Druckerschwärze zu denken. Man schrieb es für sich und seine Lieben.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß namentlich die Frauen die Pflegerinnen dieses schöngeistigen Lebens in Briefen waren. Sie waren es in einer Zeit, die an sogenannter allgemeiner Bildung hinter der heutigen unendlich zurückstand.

Als Sammler wissen wir, daß noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Privatdrucke als liebenswerte Sitte gegolten haben. Und wir wissen, daß Leute, die etwas auf sich hielten, in schön gebundenen, handschriftlichen Büchern ihre Lebenserfahrungen und Erinnerungen aufzeichneten. Von den Memoirenschreiberinnen, die in die Literatur eingerückt sind, wie Karoline Pichler, gar nicht zu reden. Briefe wurden fleißiger denn je geschrieben, und das Ideal der Freundschaft wurde erhöht. Es hätte nicht bestehen können ohne den regen Gedanken- und Gefühlsaustausch durch die Korrespondenz.

Davon ist in der heutigen Briefkunst, wenn sie diesen Namen überhaupt verdient, keine Rede. Man fühlt sich nicht beunruhigt. Man hat es mit keinen Problemen zu tun. Man findet alles selbstverständlich, was geschieht und verliert kein Wort darüber. Man ist, kurz gesagt, sachlich geworden und beschränkt sich lediglich auf schlagwortmäßige Feststellung von Tatsachen, soweit sie noch nicht bekannt sind. Das sieht nun alles sehr smart aus, sehr überlegen, sehr modern. In Wahrheit steckt aber nichts dahinter als eine erstaunliche Oberflächlichkeit, eine unverbesserliche Denkfaulheit, eine unüberwindliche Indolenz. Durch die Systeme und Schablonen der allgemeinen und akademischen Bildung gedrückt, verbleibt der Mehrzahl der Menschen nicht ein Bestehen von persönlichem Eigenleben. Die Morgenzeitung ersetzt dieser Allgemeinheit das eigene Denken, man sagt den Tag über nur, was man beim Frühstück in der Zeitung gelesen hat.

Hier haben wir schon eine der tiefsten Ursachen, warum die persönliche Kunst des Briefschreibens verkümmern mußte. Sie mußte verkümmern, weil die persönliche Denkfähigkeit aufgehört hat.

An Stelle des persönlichen Denkens ist das Kollektivdenken getreten. Eine andere Ursache ist der tatsächliche Zeitmangel. Man hat für niemand mehr Zeit, am allerwenigsten für sich. Man ist nur mehr für das Geschäft da. So sehr, daß in einer solchen atemlosen Hast, in der der allergrößte Teil der Menschen lebt, in der unermüdlichen Jagd nach Erwerb keine Zeit bleibt, die inneren und edleren Seiten des Ichs zu pflegen.

Nun kommt aber jeder Mensch einmal in die Lage, einen Brief schreiben zu müssen, der von Herz zu Herz reden soll. Das ist der Augenblick, wo den meisten ihre sprachliche Ohnmacht zum Bewußtsein kommt. Menschen, die tagsüber, jahraus, jahrein Dutzende von Briefen zu erledigen haben, und dies leicht und ohne Anstrengung tun, können stundenlang hilflos über ein paar Sätzchen brüten, wenn sie darin etwa den Ausdruck der schlichten Empfindung, sei es des Trostes, des Wunsches, der Freude oder der Trauer an irgend jemand zu richten haben. Bei solcher Gelegenheit merkt man, daß die inneren, schöpferischen Organe, die für die Kunst oder vielmehr für die Natürlichkeit der brieflichen Mitteilung in Betracht kommen, in einem Zustande der traurigen Verwahrlosung geblieben sind.

Ich möchte nun nicht den Anschein erwecken, als ob ich ein Feind der sachlichen Kürze der epigrammatischen Treffsicherheit wäre. Im Gegenteil! Darin beruht ja die Kunst des glänzenden Stilisten, des Sprachkünstlers, des Sprachschöpfers. Es ist eins der Merkmale literarischer Kunstfertigkeit und daher nicht von jedermanns Briefstil zu verlangen, sie kann überhaupt nicht von jedermann verlangt werden, namentlich nicht im Briefstil, wo es auf andere, rein menschliche Elemente ankommt. Aber der heute übliche kurze stereotype Briefstil ist auch denkbar weit entfernt von jener Facettenkunst des geschliffenen Ausdrucks. Ich möchte auch nicht verlangen, daß die Allgemeinheit sich bemüht, einen persönlichen Briefstil zu imitieren, namentlich dann nicht, wenn kein origineller Geist dahinterstedkt. Man muß entweder keine Bildung haben oder über die sogenannte allgemeine Bildung hinaus sein, um das zu erreichen, worauf es ankommt. Von innen muß es kommen. Aus einer stetigen Entwicklung der inneren seelischen Kräfte heraus, aus einem organischen Wachstum, das dem langsamen Wachsen der Pflanzen vergleichbar ist. Das nenne ich innere Bildung, die einem biologischen Vorgang entspricht. Und Briefkunst ist eine der Blüten dieses Wachstums.

Eine jener Blüten, die wir heutzutage eben nur ganz ausnahmsweise erleben können.

Nur ein durchaus aufrichtiger, innerlich gerade gewachsener Mensch, der ein für alles Wahre instinktiv entflammendes Temperament besitzt, ist imstande, wahrhaft gute, menschlich bedeutsame Briefe zu schreiben. Auch die Ansichtspostkarten sind selbstverständlich mit Schuld daran, aber schließlich sind sie doch auch nur eine Folge unserer Denk- und Schreibfaulheit.

Die Hausfrau auf der Sommerreise

Es wäre wohl gut, wenn manche Hausfrau diese Zeilen noch vor ihrer Reise lesen könnte, denn in unseren Tagen kann alles gar nicht praktisch genug eingerichtet werden, damit nicht der letzte Teil der köstlichen Ferienwochen schon durch hausfrauliche Sorgen überschattet und das Anhalten der neugewonnenen Kräfte in Frage gestellt wird. Aus meiner Erfahrung heraus möchte ich raten, vor allem nicht zuviel mitzunehmen, auch nicht an Wäsche und Waschleidern. Es ist ein ganz falscher Standpunkt, wenn man glaubt, es schade der Wäsche, wenn man sie in der Sommerfrische waschen läßt — im Gegenteil! Meist wird sie dort gebleicht, was unserer Großstadtwäsche ausgezeichnet bekommt, und was etwa mehr dafür bezahlt werden muß, kommt durch verminderte Unkosten für das Gepäck wieder heraus. Außerdem hat man den Vorteil, nicht mit einem Berg gebrauchter Wäsche nach Hause zu kommen, so daß man gezwungen ist, sofort waschen zu lassen. Wer irgendeinen vertrauenswürdigen Menschen weiß, sollte außerdem die Wohnung schon vor der Ankunft wieder instand setzen lassen, denn gerade nach dem Auspannen fühlt man die Last des Hauswesens doppelt, auch wenn man nicht gleich mit gründlichem Reinmachen anfängt. Die Kosten für die Aufwärterin oder die Reinmachefrau machen sich doppelt und dreifach bezahlt, wenn die Hausfrau und Mutter länger frisch bleibt und sich erst allmählich wieder in das Getriebe des Haushaltes zurückzufinden braucht.

M. Kühn.

Der Balkon

Von Bertha Witt.

Es scheint, als wenn die Baumeister der heutigen Zeit den Balkon beinahe als etwas Ueberlebtes betrachten wollten; er paßt ja einfach nicht mehr zu dem modernen glatten kubischen Baustil, und nur als die der Hausfrau von heute fast unentbehrlich gewordene Erweiterung der Küche gönnt man ihm noch an den Innenfronten der neuzeitlichen Baublocks das Zugeständnis seiner praktischen Daseinsberechtigung. Aber der Küchenbalkon, der nur zum Unterbringen groben Hausrats, zum Abstellen von im Wege stehenden Dingen, zum Wäschetrocknen und Teppichklopfen dient, soll uns hier nicht kümmern. Daß man sich übrigens aber auch den Zimmerbalkon nicht ganz aus der Häuslichkeit des Etagenbewohners fortdenken kann, beweist man dadurch, daß man ihn in heutigen Neubauten ja fast überall durch die geschützten Loggien ersetzt. Diese kommen erst mal dem heutigen Sparsamkeitsgebot beim Hausbau näher und sie entsprechen auch besser den Launen unsres Sommerwetters, als der lustig angebaute offne Balkon, bei dem nun mal immer nur ganz warmes, windstilles Wetter den Aufenthalt auf ihm zuläßt. Und schließlich, — in die Loggia kann einem auch nicht jeder so hineinsehen . . .

Er hat eben auch seine Nachteile, der Balkon. Und doch, wer möchte ihn entbehren? Der Großstädter, der gezwungen ist, in hochgetürmten Stockwerken zu wohnen, sieht in ihm seine Veranda, seinen Garten, sein vorgetäuschtes kleines Freiluft-Paradies, wo er Luft und Sonne genießt, ohne erst in überfüllte Anlagen oder weit hinaus ins Freie wandern zu müssen. Jener Mann, der den Balkon als luftiges Anhängsel der Mietswohnung erfand, hat immerhin dem Großstädter und vor allem der Hausfrau eine unbezahlbare Wohltat erwiesen. Für die Erholung, für die sommerlichen abendlichen Mußestunden ist er gedacht.

Aber Sache der Hausfrau ist es, sich und den Ihren den Balkon freundlich und traulich auszugestalten. Es scheint heute vielleicht schon ein bißchen überlebt, jene besonders den Deutschen wie dem Germanen überhaupt eigne schöne Neigung für Blumen und Pflanzen und ihre Zucht und Pflege gerade beim Balkon anzubringen und zu betätigen. Dagegen gibt es in den Städten bereits wieder Wettbewerbe mit Preisverteilung für die schönsten und geschmackvollsten blumengeschmückten Balkons, um den Sinn für den Balkon-Blumenschmuck wieder neu zu beleben. Und sie sind ja nicht nur eine liebenswürdige Täuschung, die Balkonblumen, mit denen man sich ein Stückchen Garten ans Haus zaubert, sie machen den Balkon zugleich zu einem freundlichen, schützenden Versteck, daß er zum mindesten nicht mehr vor allen Augen der Nachbarschaft so ganz offen daliegt, — ein Umstand, der auch vielfach dazu beigetragen hat, ihn ein bißchen in Mißkredit zu bringen. Solche Balkonblumen sind ja, mit liebevollem Verständnis behandelt, dankbar und nebenbei nicht einmal teuer, wenn man etwa Sorten wählt, wie die fortgesetzt blühenden Winden oder die blumenreichen Geranien, die man gut im geschützten Raum überwintert und durch Abpflanzen der Ableger beständig vermehrt und erneuert. Rankende Blattpflanzen, wie Efeu oder wilder Wein vermögen den Balkon in eine hübsche Laube zu verwandeln, und wer Roll- oder Glaswände und zum Ueberspannen ein Sonnensegel dran wenden will, vermag sich selbst im höchsten Stockwerk eine kleine improvisierte Veranda zu schaffen. In diesem Raum findet selbst der Kaffee- und Teetisch, wenn man die durch die Engigkeit auferlegte Beschränkung nicht allzusehr scheut, Platz, und eine hübsche Tischlampe ermöglicht es, auch die abendlichen Lesestunden ins Freie zu verlegen, denn die Zeit der Elektrizität hat ja auch die Balkonbeleuchtungsfrage herrlich gelöst. Am hellen Tage auf dem Balkon zu lesen oder zu handarbeiten empfiehlt sich natürlich nur bei geeignetem Stand der Sonne oder bei Sonnenschutz, weil nichts dem Auge gefährlicher ist als das beständige, von einer weißen Fläche grell zurückgestrahlte Sonnenlicht.

In mancher Hinsicht sind die Loggien ja dem Balkon gegenüber ein Vorteil, wenn sie auch auf Kosten der Wohnraumfläche und des Fensterlichts für den anschließenden Raum gehen. Aber sie sind geschützter und machen fast all die Schutzmaßnahmen überflüssig, die der Balkon meistens, wenn man ihn gehörig ausnutzen will, erfordert. Doch die Loggia ist auch wieder nüchterner, kältern, u. mit ihren nach neuzeitlicher Art farbig getünchten, der Witterung ausgesetzten Innenwänden ist nicht immer viel Staat zu machen. Und doch kann man sie durch ein paar hübsche Korb- oder Gartenmöbel, durch ein innen angebrachtes Pflanzenkästchen oder Blumenbrett, durch von keiner Witterung zu verderbendes Bild oder Wandschmuck recht freundlich und heimisch, ja moderner ausgestalten als den Balkon. Um Blumenschmuck auch hier anzubringen, gibt ja die offne Außenwand immer noch reichlich Gelegenheit, und für trauliche Abendbeleuchtung sorgt anstelle der Leselampe auch mal ein romantisches buntes Lampion. So werden Loggia und Balkon zur angenehmen, luftigen Erweiterung des Heimes, um besonders der Hausfrau die Möglichkeit zu geben, sich ihre Mußestunden auch dem heißen Sommertag entsprechend freundlich in luftiger Frische einzurichten. Ja, für sie ist das Verweilen auf dem Balkon, außerhalb der Stubenluft, losgelöst vom Großstadtleben, dem sie auch auf einem Spaziergang nie ganz entgeht wohl eine der wohltuendsten, die Spannkraft der Nerven leicht wieder erneuernden Erholungen, die sie sich auch am simplen Alltag zu schaffen vermag.

Stärken und Plätten von Herrenwäsche

Richtig gestärkte Wäsche muß sich ohne Schwierigkeiten glattplätten lassen, sie darf keine Stärkeflecken zeigen, keine Blasen bekommen und muß zwar steif, aber doch elastisch sein. Die richtige Mischung der Stärke ist von großem Einfluß auf das mehr oder minder gute Aussehen der Wäsche. Eine erprobte Rohstärkemischung ist folgende: Man wiegt 150 Gramm gute Stärke ab und tut sie in eine große Schüssel. Durch allmähliches Zugießen eines halben Liter kalten Wassers rührt man diese Stärke erst zu einem dicken Brei und dann dünner. Darauf wird ein Viertelliter Wasser zum Kochen gebracht, mit zwei Teelöffel voll Borax und einigen Körnchen Salz aufgekocht, mit einem Viertelliter kaltem Wasser vermischt und damit die Stärke fertiggerührt. Man kann mit diesem Quantum etwa 40 Stück Kragen oder Manschetten steifen. Die trockenen Wäschestücke werden einzeln mit der Stärkemischung getränkt, gerieben und ausgerungen, noch einmal nachgerieben und in ein weißes Tuch gewickelt. Das Steifen mit reiner Stärke ohne jeglichen Zusatz ist falsch, da die Wäsche dann sehr leicht bruchig wird und es unmöglich ist, ihr Glanz und Geschmeidigkeit zu geben. Außer dem Borax kann man der Stärke auch noch zwei Teelöffel Glyzerin beifügen oder Plättbalsam verwenden, aber diese Hilfsmittel sind nicht unbedingt erforderlich, sie erleichtern nur das Plätten. Das eingestärkte Zeug muß zwei Stunden durchziehen, bevor man mit dem Plätten beginnt.

Die Manschetten werden mit der linken Seite nach oben auf das Plättbrett gelegt, zurechtgezogen, damit sie möglichst faltenlos daliegen und langsam mit dem heißen Eisen darüber hingefahren, wobei man mit der linken Hand die Manschette noch etwas auszieht, damit sich ja keine Falten bilden. Die Manschetten werden links halbtrocken geplättet und dann auf die rechte Seite gedreht, die faltenlos vor uns liegen muß. Die rechte Seite wird erst langsam und dann unter Ausübung eines starken Druckes ganz trocken geplättet.

Die Kragen werden auf dieselbe Weise geplättet Sind alle Kragen und Manschetten fertig, glänzt man sie. Man legt einen Kragen auf ein Hartholzbrettchen oder in Ermangelung eines solchen auf das vorhandene Plättbrett, bestreicht ihn mit einem, mit klarem Wasser angefeuchteten nicht zu nassen Läppchen sorgfältig auf seiner rechten Seite. Dann fährt man mit der abgerundeten Seite des roten heißen Plätteisens unter starkem Druck und schaukelnder Handbewegung so lange über diese rechte Seite des Kragens hin, bis er einen gleichmäßigen Glanz hat. Ehe man Ecken oder die Stehumlegekragen umbiegt, müssen die Biegestellen wieder leicht angefeuchtet werden. Nun rundet man die Kragen oder Manschetten, solange sie noch warm sind. Man legt das Wäschestück mit der rechten Seite auf das Plättbrett, so daß also die linke Seite oben ist; das Eisen wird in die rechte Hand genommen und am linken Ende des Kragens angesetzt, der mit der linken Hand langsam unter dem Plätteisen hervorgezogen wird, wobei man den freiwerdenden Teil rund um das Eisen biegt.

Das gute Plätten der Oberhemden erfordert sehr viel Sorgfalt. Schon beim Stärken muß man beobachten, daß der Einsatz mit der rechten Seite in die Stärke getaucht wird. Außer diesem Einsatz werden nun das Halsbündchen und die Manschetten gestärkt. Man muß sich beim Stärken vorsehen, daß der Rumpf so wenig wie möglich abbekommt. Etwa doch eingedrungene Stärke reibt man vor dem Plätten mit einem feuchten Läppchen heraus.

Bei jedem Oberhemd wird das Schulterstück zuerst geplättet, wobei man darauf achten muß, daß weder Einsatz, Manschetten noch Halspriese mit dem Plätteisen berührt werden. Beim Plätten etwa entstandener Fältchen und Fehler lassen sich mit einem Falzbein (nicht aus Metall) leicht beseitigen, solange die Wäsche noch warm ist. Doch kommen die neuen Formen der idealen elektrischen Plätte ja allen Erfordernissen so entgegen, daß dieses kaum nötig werden dürfte.

Nach dem Schulterstück folgen die Aermel, der Rumpf und der Rücken, dann das Halsbündchen und die Manschetten, bei denen man die Regeln befolgt, die vorstehend angegeben sind. Der Einsatz wird zuletzt geplättet. Das Glänzen wird wie bei Kragen gehandhabt und dann das Hemd sorgfältig zusammengelegt.

Alter schützt vor Torheit nicht

Von Rudolf Jeremias Kreutz.

Es war wirklich ein schwerer Fall mit Hubert Klingenperg, dem Vater.

Der jugendlich Alternde war eines Tages nach einsamem Pirschgang frohgelaunt und durstig im Dirmoserhof eingekehrt, der weit oben im Gscheid an der Reviergrenze lag. Die Betti hatte ihm ein Glas Milch gereicht und ein Butterbrot gestrichen. Und wie sie so, schüchtern und flink und doch selbstbewußt hantierend, herumhuschte in draller Lieblichkeit, da war in ihm der Drang nach Leutseligkeit erwacht. Er hatte sie in die Wange gezwickt und ihr in der Sprache des Volkes schöngetan. Hubert Klingenperg war ein „Dialektgraf" und gab den Eingeborenen nichts nach in der Beherrschung mundartlicher Besonderheit. Sah in der Lodenjoppe, den zerschabten Hirschledernen, dem verwitterten Hut mit dem Gemsbart auf dem angegrauten Kopf übrigens kaum anders aus als ein riegelsamer Großbauer.

Da hatte die Betti Mut gefaßt und dem hohen Gast schlagfertig Widerpart geboten in Stärken vorsehen, daß der Rumpf so wenig wie möglich abbekommt. Etwa doch eingedrungene Stärke reibt man vor dem Plätten mit einem feuchten Läppchen heraus.

Bei jedem Oberhemd wird das Schulterstück zuerst geplättet, wobei man darauf achten muß, daß weder Einsatz, Manschetten noch Halspriese mit dem Plätteisen berührt werden. Beim Plätten etwa entstandener Fältchen und Fehler lassen sich mit einem Falzbein (nicht aus Metall) leicht beseitigen, solange die Wäsche noch warm ist. Doch kommen die neuen Formen der idealen elektrischen Plätte ja allen Erfordernissen so entgegen, daß dieses kaum nötig werden dürfte.

Nach dem Schulterstück folgen die Aermel, der Rumpf und der Rücken, dann das Halsbündchen und die Manschetten, bei denen man die Regeln befolgt, die vorstehend angegeben sind. Der Einsatz wird zuletzt geplättet. Das Glänzen wird wie bei Kragen gehandhabt und dann das Hemd sorgfältig zusammengelegt.